

"Die Hard" oder : "Vüu z'vüu Füume!" : dreissig Jahre Solothurner Filmtage

Autor(en): **Lachat, Pierre**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **37 (1995)**

Heft 198

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-866612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Die Hard» oder: «Vüu z'vüu Füume!»

Dreissig Jahre
Solothurner Filmtage



Eine befreundete Solothurnerin pflegte mir zu versichern, mit hundertzwei müssten Höchstbetagte zutodegeschlagen werden. Übung sei das zwar nicht am Jurassüdfuss, doch der etwas grausame Witz sei in der Gegend ungewöhnlich beliebt. Zählebigkeit scheint dort überdurchschnittlich verbreitet zu sein. (Über hohe Selbstmordraten wird allerdings auch geklagt.) Nur weiter so, lässt sich heute getrost sagen, und der Schweizer Film, den sich Solothurn ein bisschen zu eigen gemacht hat, überlebt noch die Schweiz, und die Filmtage erleben (wer weiss) das Ende des Schweizer Films.

Hundertmal sind sie als überflüssig geschmäht worden oder doch mindestens als hoffnungslos allmodisch und folkloristisch. (Das legendäre Massenlager gibt es immer noch.) Tausendmal hat man das gleiche vom Schweizer Film gesagt, zehntausendmal jede Diskussion, die Wert auf offiziellen und eleganten Charakter legt, (wieder einmal) einzig darum, wie der ganze historische Restkram auf dem Weg in eine Welt des gedlegenen Erfolgs pietätvoll wegzubefördern wäre. Wie peinlich berührt doch dieser etatistisch-sozialistische, kommerziell unkor-



rekte, zuschauerfeindliche, success-storylose, unberlusconische Beigeschmack wie von Ex-DDR! Aber länger als die Totgesagten leben nur die Totgewünschten. Das Gedränge in den Sälen von Scala oder Landhaus mag so dicht sein, wie es will. Schlägereien um Plätze habe ich persönlich erlebt (ohne eigene Beteiligung). Trotzdem berufen sich von Anfang an die Skeptiker auf das angeblich mangelnde Interesse des sogenannten breiten Publikums. Innet kürzester Zeit würden nur noch ein paar Unentwegte aufkreuzen, prophezeien sie während Jahrzehnten. Noch heute reisen die Gegner an (erklärt und ver-

kappt), um das erhoffte Fiasko nicht zu verpassen und den verhassten, unpopulären Autorenfilm ein für allemal zu beerdigen.

Fluktuation

«Zu diesen intellektuellen Wichsern und kleinen Godards bringen mich keine zehn Pferde», prahlte vor ein paar Jahren ein Kollege, der vom Heiligen Publikum nur mit ergriffen heiserer Stimme spricht. Monate danach erwischte ich ihn dann doch auf der Landhaustreppe. (In diesem zugigen Flaschenhals der Filmtage gibt's kein Aus-



weichen mehr.) «Da wird nichts Gschiehtes draus», sagt schon der Redaktor, der mir 1965 seufzend einen ersten Schreibauftrag erteilt. «Und das müsste man dann auch sagen. Die denken nicht ans Publikum.» Für eine aussichtslose Sache ist dieser Berichterstatter scheint's gerade recht. Notorisch renitent, bringt er es nicht über sich, zu schreiben wie geheissen. Flugs flücht der Auftraggeber seine kompetent-redaktionelle Fern-Fehldiagnose wenigstens in die Bildlegende hinein. Seine starke falsche Ansicht hat er, glaube ich, nie geändert.

Erweisen sich die Hoffnungen der Widersacher samt und sonders als verstiegen, so gilt aber nichts wirklich anderes von den Erwartungen der Veranstalter. Zu einer eigenständigen Solothurner Kontinuität im eigentlichen Sinn kommt es jedenfalls nie; und sei's bloss, weil schon nach kurzer Zeit die fortgeschrittenen Festivals gravitieren. Sicher auch etwas naïv, sehen sich die Pioniere auf die zweite Wahl verwiesen und können, so pervers es klingt, gerade die besten Titel fast immer nur nachspielen.

bestimmt. Nie wieder hat man etwas von ihm gehört. Die Erstaufführung in Solothurn findet statt, die amerikanische bleibt natürlich ein Traum.

Es sind (wörtlich) Hunderte, die es auf diese Weise mit ihren mehr oder weniger bescheidenen Arbeiten versuchen. Die vielbeschworene Durchlässigkeit des Mediums scheint sich bis in den sozialen Bereich auszuweiten. Hinein kommt man bald einmal, hinaus noch schneller. Blitzschnell spricht sich herum, wie leicht diese Bühne gerade für jemand Unberühmten zu erklimmen sein soll. Geld hat sich an den Filmta-

gen immer nur verlieren lassen. Doch steht es dann mit den Möglichkeiten, wenigstens bemüht zu werden (ein Umweg zum Geld), in Tat und Wahrheit auch nicht besser.

Inklusivität

Die Zahl derer, die mehr als dreimal mit einem Film wiederkommen – oder während länger als sechs oder sieben Jahren –, ist nicht überwältigend. Sie gelten dann als «abonniert». Eine nächste Selektion ist ihnen (falls erwünscht) so gut wie sicher. Eine Handvoll gestandener Auto-

1976

1977

1978

1979

1980

1981

1982

1983

1984

1985

1986

1987

Unter so unsinnigen Umständen entsteht ein Bild von der Jahresproduktion, das ausgerechnet im entscheidenden Punkt verkehrt sein kann. Dass die Veranstalter keinen grösseren Schaden davon haben, grenzt schon ans Unglaubliche. Denn immerhin, die Folge ist, dass viele Besucher ein übers andere Mal mit einem schulterzuckenden «wieder nichts überwältigend Neues» von dannen ziehen.

Da läuft denn das Beste nebenher und rückt das Zweitbeste in den Brennpunkt. Was dazu führt, dass schon früh eine hartnäckige Fluktua-

tion einsetzt. Sie wird mit der Zeit kaum noch wahrgenommen, so selbstverständlich wächst das andauernde Kommen und Gehen von Autoren dem Betrieb zu. Ob es klug sei, seinen frisch kopierten Erstling dorthin zu geben, fragt mich (zum Beispiel) einer aus Zürich im November 1976. Aber sicher, bescheide ich ihm (wohl etwas vorschnell), die nehmen's garantiert. «Aber eine Premiere in New York wäre mir viel lieber», sagt er, womit schon ein Vorgriff auf die Moden der Achtziger getan ist. «Das eine schliesst doch das andere nicht aus», tröste ich un-

ren, Techniker und Journalisten bleibt mehr oder weniger *habitué*. Den fatalen Ruf, wahllos alles zu zeigen, schütteln die Filmtage nie mehr ganz ab. Dabei selektioniert man jetzt schon seit vielen Jahren stetig strenger. Nur während der ersten Periode will – entsprechend den demokratischen Überzeugungen der Sechziger und Siebziger – mit einer gewissen Erbarmungslosigkeit selbst das Allerletzte nicht wegfallen.

Die einzelnen Filme machen Solothurn weder bedeutend noch unbedeutend. Wie sollten sie auch, wo doch offensichtlich erst ihre Menge

überhaupt einschneidet? Vielmehr bewahrt sich die Veranstaltung ihren Rang aus eigenem. Sie tut es kraft einer manchmal schon sturen, dann wieder tapferen Unberührbarkeit. Ehe nicht der letzte Autor mit seinem letzten Versuch gescheitert ist, weichen wir nicht von der Stelle; das ist es, was diese Haltung anscheinend bekräftigen will. (Aber ja, dass auch unsere Bäume nicht in den Himmel wachsen, ist uns bewusst.) Inoffiziell zieren sich die Filmtage mit dem Untertitel einer Werkschau. Lange wird der Begriff vorsichtiger verstanden. Heute bemüht man ihn viel vorsichtiger.

20 21



FILMBULLETTIN 1.95

FILMBULLETTIN 1.95

Bis weit in die Siebziger hinein gilt noch im Ernst, dass alle paar hundert Meter belichteten Materials die Filmkultur tragen helfen. Und es ist nicht nur Einbildung, wenn es aussieht, als läte sich thematisch und stilistisch glattweg alle Wege auf; dies ungeachtet der erheblichen Beschränkung, dass der Zugang zu entsprechend stattlicheren Mitteln fast immer verschlossen bleibt. «Mein Film ist wichtig», behauptet mancher Neu-Autor von 1972. Er tut es ohne mit der Wimper zu zucken und oft genug unwidersprochen. Was er damit meint, ist, es gebe Kriterien jenseits von gut und schlecht. Für seine Genera-

tion ist die Daseinsberechtigung eines Films in seinen redlichen Intentionen enthalten. Unter den neomerkantilistischen Bedingungen von heute kommt sie in die Verkaufbarkeit zu stecken, die man ihm zuschreibt.

Dass Filme die Welt verändern können, sollen und werden, hält sich bis gegen 1975 in manchen Köpfen als Axiom. Jeder, der nicht auf materiellen Gewinn erpicht ist und auch nur dem Anschein nach etwas zu sagen hat, gilt bis zum Beweis des Gegenteils als genial. Ausdrücklich nichts und niemanden möchte man missen oder gar ausschliessen. Unterm Leitwort gemeinsa-

am verdientem) Mass. «Die Filme sind gut gemeint, aber schlecht gemacht», höre ich 1965 so oft, wie es mir noch 1995 unterkommt, und geäussert wird es im gleichen Brustton fachmännischer Überzeugung. Durchgehend heisst es: Die Bildschnitte springen, die Tonmischung ist holprig, der Kommentar zu wortreich und schlecht gesprochen; und trifft einmal nichts von dem zu, dann ist doch mindestens alles viel zu lang.

Enthusiasmus kommt dementsprechend selten auf. Wenn überhaupt, gilt er häufiger der Gesamtheit des Gebotenen, dem Schweizer Film als Unternehmen und nur gelegentlich einem

einzelnen Titel. Dann kann die Begeisterung allerdings auch fanatische Züge annehmen. Immer gilt, dass Diskussion vor Akklamation geht. Davon ist bis in unsere debattiermüde Gegenwart etwas geblieben (weil sie eben auch applausmüde geworden ist). Es gibt Zeiten, da wird von den Filmen gesprochen, als müssten's heilige Güter sein, und man erwartet von ihnen Erleuchtung, wenn nicht Erlösung – oder so war es doch jedenfalls einmal.

Ziemlich mühsam ergibt sich, aufs Ganze gesehen, das ungebrochen Lebendige im Schweizer Film daraus, dass im günstigsten Fall immer

1988

1989

1990

1991

1992

1993

1994

★ 1995

1996

1997

1998

1999

mer Stärke formiert sich eine zwar wechselnde, doch auch beharrlich wachsende Gruppe, die mindestens verbal über alle Massen *inklusive* wirkt. Die immerwährende Anfeindung richtet spür-, aber verschmerzbar Schaden an. Der blinde Eifer, die Radikalrhetorik der eigenen Parteigänger wirkt sich mitunter schlimmer aus.

Dauerprovisorium

Haben sich also zu viele zu oft zu lange zu sehr überschätzt? Der Jargon der Filmtage umschreibt diese Vorstellung indirekt, mit der geflügelten solothurnischen Dialektformel «vüü z'vüü Füü-

mel». Schon so manches Mal ist die Panik, da komme endgültig nichts mehr nach, von der Panik überholt worden, unmöglich lasse sich so vieles in ein sinnvolles Sechstage-Programm quetschen; und zuletzt kommen auch noch Zweifel hinzu, ob der Schweizer Film auf die Dauer überhaupt gültig darstellbar sei. Wenn es stimmt, dass niemandes Bäume in den Himmel wachsen, dann heisst das, auf unsern Fall übertragen: Quantität vermag nicht einmal in der Aarestadt Qualität zu ersetzen.

Den Schimpf, den Neid, die Verachtung oder die Gleichgültigkeit der Branche ernten die Autoren Jahr für Jahr in reichstem (gelegentlich

nur so viel Weiterweisendes entsteht, wie sich laufend erschöpft, was nicht länger vorandeutet. Das Erwachsen in die Reife, die Akkumulation sollte immer nur demnächst stattfinden, tut es aber nie wirklich. Das Provisorium verlängert sich zum Definitivum, das Projekt zum Dauerhaben: umsichtig und zuverlässig fort-, aber nie ganz ausgeführt.

Die Filmtage sind in mindestens einem noch heute, was sie immer waren: ein Entwurf, genauer noch die Hülle eines Entwurfs. Und doch haben die letzten zehn Ausgaben (überwiegend) einen bewahrenden, geradezu institutionellen, um nicht zu sagen *konservativen* Cha-

rakter hervorgekehrt. Das Erreichte will, in den bislang deutlich schwierigsten Zeiten, gehalten sein, was vielleicht nur eine vornehmere Art ist zu sagen, dass es den Stillstand diskret zu markieren und vielleicht zu maskieren gilt. Das geschieht zweifellos in der unbestimmten Erwartung eines nächsten Innovationsschubes. Noch bis vor zehn Jahren hätte man von permanenter Utopie gesprochen.

Pierre Lachat



FILMBULLETTIN 1.95

FILMBULLETTIN 1.95